

Nr. 292 Bromberg, den 21. Dezember 1932.

Der Jüngling im Feuerofen

Roman von Heinz Steguweit.

(13. Fortsetzung.)

Kurios: Adam und Eva. Und den Adam hatte man soeben aus dem Paradies vertrieben. Über mir jammerte wieder die Wirtin. Adam, wo bist du.

Ich täuschte mich mit spöttelnden Gedanken über ein Leid hinweg, das auch das meinige geworden war. Sechs Uhr schlug es im Kirchturm, zugleich hub das Trommeln und Blasen der Reveille an. Vom Echo der Schneeberge kam vielfältige Antwort. Ich schloß wieder die Fenster, machte die Offiziersbude warm und gemütlich, das war keine Liebedienerei, das war eher Tapferkeit vor dem Feinde. Außerdem befand sich ja ein Gerechter unter den Gästen, die sich mit Grausamkeiten befriedigten. Oder war dieser Gerechte einer von der „Pénétration pacifique"? Man durfte selbst den Gütigen nicht mehr trauen, es wimmelte von Spitzeln, Provokateuren, Herostraten, falschen Propheten und Demagogen aller Schattierungen. Ich spuckte aus, scheuerte mit dem Fuß drüber, ging in die Küche, sorgte für Kaffeewasser. Schon klopften Burschen und Schuhputzer an die Hoftür, öffneten, klapperten mit den Zähnen. Jeder der Kulis hatte eine Kanne in der Hand. Die Herren Offiziere brauchten warmes Wasser zum Waschen. Diese Weiber. Sie sollten aber nicht zu Gefrierfleisch werden, darum goß ich den Poilus die Kannen so voll, daß sie sich die Finger verbrannten. Sofort setzte ich neues Wasser auf, diesmal im Waschkessel, damit man aus der Fülle schöpfen konnte. Da die Feuerung nur noch leise schlummerte, mußte sie mit Kohlen und Brandholz geweckt werden. Bald fraßen die Flammen ihr Futter heißhungrig auf. Die Küchenuhr wollte ebenfalls einnicken, da zog ich ihre Gewichte hoch, damit das Pendel keine Müdigkeit vorschützen konnte.

Ich war ein Stiefelknecht geworden, den man immer wieder nötig hatte und doch mit Füßen trat. Das schien sich auch im Hause Anker nicht ändern zu wollen; denn als ich mich umdrehte, stand die fette Kochmamsell auf der Treppe, unten barfuß mit Krampfadern, oben mit einer Nachtjacke von Anno Fidibus versehen, während ein rattenschwanzdünnes Zöpfchen von Schulter zu Schulter hüpfte, so oft das schlaftrunkene Monstrum den Kopf bewegte. In meine Nähe wagte sich die Mamsell mitnichten, sie gehörte dem Vorstand eines Jungfrauenvereins an, eine Tatsache, die sie mir gestern mittag offenbart hatte. Aber die Dicke keifte jetzt wenig jungfräulich: Ich hätte mich um Sachen gekümmert, die mich nichts angingen; für das Herdfeuer sei kein anderer zuständig als sie, und das Kaffeewasser dürfe vor 7 Uhr keine Blasen werfen, was da die eigenmächtige Hantiererei mit Kohlen und Brennhölzern bedeuten sollte? Ich sei ein Schmuser und hergelaufener Kostgänger, ohne mich wäre das ganze Unglück nicht ins Haus gekommen . . ., kurz und gut: Ich sollte mich zum Teufel scheren!

Das fette Donnerkeil hatte eine Stimme wie ein billiges Grammophon. Ich konnte mich zu keinem Widerwort entschließen, ich hätte mich schon in die Nähe einer geblümten Nachtjacke begeben müssen, deren Geheimnisse ich mit dem besten Willen nicht ergründen mochte. Jungfrau hin, Hexe her, dies ewig Weibliche stieß mich ab. Und doch mußte unter der geblümten Nachtjacke eine fühlende Brust klopfen; denn als ich mich schweigend nach meinem Reisebündel bückte, das immer noch unterm Küchenstuhl lag, wurde Susanna, so hieß die Mamsell, schon rührselig. Sie vergaß ihrer wohlbeleibten Jungfräulichkeit, kam die letzten Treppenstufen herunter und platschte mit nackten Füßen über den Steinboden der Küche. Dann inspizierte sie das Gelände, warf aus Verlegenheit noch eine weitere Schüppe voll Kohlen dem Herd ins Maul, trappelte zur Offiziersstube, sah, daß alles wieder sauber, gelüftet und mollig war, und schwankte zu mir zurück, um mir ihre ebenso joviale wie ungewaschene Pfote auf die Schulter zu legen: „Bleibe se vorläufig, aber nur probeweis, nit wahr?"

Ich nickte keusch. Susanna hatte noch weitere Wünsche. Ich sollte schon vier Lot Kaffee mahlen, dreißig Scheiben Brot säbeln, Butter schaben, Tassen auftragen, Eier kochen, Messer schmirgeln — — —, ein ganzes Register. Meine Einwilligung hielt Susanna nicht lange für nötig, sie stampfte schon wieder die Holzstiegen hinauf. Wahrscheinlich wollte sie noch im Bett dösen, das sie so früh und unter solch ungemütlichen Umständen hatte verlassen müssen. Ich guckte ihrer Massigkeit grübelnd nach: Und sie bewegt sich doch!

Um 8 Uhr kamen die Offiziere wieder, einer nach dem andern. Sie stotterten sich in die Stube, mit käsigen Gesichtern und geschwollenen Brummschädeln. Alle taten so, als sei am gestrigen Abend nichts Außergewöhnliches vorgefallen. Sie sagten gar den Morgengruß, wenn ich ihnen einzeln begegnete, doch kehrten sie die Sieger heraus, als sie zu zwölfen hinterm Kaffee hockten. Nach dem Frühstück stürzten sie zum Exerzierdienst, gegen dessen Drill, ich konnte das durchs Fenster beobachten, die im neuen Deutschland und sonst in aller Welt so verfemte Preußerei nur ein zephirisches Säuseln gewesen war. Im übrigen ließen die parfümierten Verzingetorixe zwei Brandlöcher in der frischen Tischdecke zurück, obwohl ich für Aschenbecher gesorgt hatte. Eva Anker, die arme Wirtsfrau, schlappte erst gegen 10 Uhr die Treppe hinunter, mit verheulten Augen und eingeschrumpften Wangen. Sie jagte mich sofort zum Gemeindevorsteher, ich sollte nach dem Schicksal ihres Adam fragen, außerdem müßte ich mich anmelden und mit dem notwendigen Personalausweis für die französische Zone versehen lassen. Ich beeilte mich sehr, denn Adam Ankers Schicksal kümmerte mich wie mein eigenes.

Das Haus des Vorstehers war mir nicht fremd: Pankraz Wendland, Weingutsbesitzer, Mostheim am Rhein! Mein Herbergsvater mit den spanischen Korken. Der Biedermann kannte mich wieder, er fragte mich sogar über meine Kahnpartie durchs Treibeis aus, denn diese Fahrt sei doch ein Bubenstück gewesen. Während Wendland mir meinen englischen Paß kassierte und den französischen mit Hilfe der alten Photographie ausstellte, knirschte er übers Tintenfaß hin: „Den Adam habe se heut Nacht scho no Zweibrücke g'schafft!"

Mehr wußte selbst der Vorsteher nicht, die Franzosen hatten jede Auskunft höhnisch verweigert. Mit diesem Bescheid würde ich Frau Eva wenig trösten können. Ich mußte dann noch in die Höhle des Löwen, nämlich zum Herrn Ortskommandanten, um meinen Paß stempeln zu lassen. Vater Wendland ermahnte mich vorher mit drohendem Finger, ich sollte mich einer vernünftigen Zurückhaltung befleißigen, die Franzosen lägen überall auf der Lauer, um die Männer zu verschleppen und die Frauen zu nötigen. Er habe wieder scheußliche Nachrichten bekommen. Die Poilus beraubten jetzt auch die Geldtransporte der deutschen Bankhäuser, sie unterschlügen an den Zollgrenzen selbst Lebensmittel und Reisekoffer, sie hätten sogar in der Hardt auf Eisenbahnzüge geschossen und in vielen Orten des Rheingaus junge Mädchen vergewaltigt.

Da sollte ich mich vernünftiger Zurückhaltung befleißigen!

Der alte Wendland beschwor mich noch einmal, er habe seine Gründe, der Ortskommandant warte darauf, in Mostheim alles auszuplündern und auszuweisen, was sich irgendwie trotzig verhalte. Die Reihe würde mit dem alten Wendland beginnen.

Ich ging zum Kommandanten, der mich an Hand eines Wörterbuches mit Swein und Alunke begrüßte. Meine Gedanken konnte er nicht lesen, ich wäre sonst standrechtlich füsiliert worden. Mit dem Paß lief ich zum „Goldenen Anker", nachdem mir der Mackel in den Straßen und das standhafte Getropfe von den Dachkandeln offenbart hatten, daß das Tauwetter vom Oberrhein wacker nach Norden plätscherte.

Eva Anker saß wieder bebend und weinend auf dem Küchenstuhl, ich brauchte ihr die Nachricht des Vorstehers nicht mehr zu geben: Adam Anker hatte noch in der Nacht einen Abschiedsbrief schreiben dürfen, der seiner Frau soeben von einer Ordonnanz überbracht worden war. Susanna, die Kochmamsell, stand am Bottich und schälte Kartoffeln, bei jedem Schluchzen wabbelten ihre Brüste. Durfte es meine Aufgabe sein, so vielen Jammer zu trösten? Schon reichte mir Frau Eva den Brief. Da stand geschrieben, es würde alles wieder gut werden, eine Gefängnisstrafe in Zweibrücken sei eher eine Auszeichnung als eine Schande!

Da schlug ich mich auf die Schenkel, daß die Weiber zusammenfuhren: Frau Anker, um diesen Mann wird Sie jede Frau beneiden!

Susanna schnitt sich vor Schreck in die Finger, während die Wirtin aufstand, die Tränen mit der Schürze trocknete und sagte: „Herr Himmerod, bleiben Sie um Gottes willen hier, es muß doch einer da sein, der . . .!"

Da schluchzte sie schon wieder. Eva Anker ahnte nicht, wie gern ich in ihre Dienste trat. Sie hatte mich zum ersten Mal mit Herr Himmerod angeredet!

7.

Fünfmal ein Mensch.

Nun war es Frühling geworden am Rhein, es roch schon nach Knospen und Rindensaft. Im Lande hatte sich nichts zum Besseren gewendet, die Herzen waren nur noch schwerer geworden, überall taten sich Abgründe auf, auch in der Mitte Deutschlands, wo die Geschütze des Bürgerkriegs auf den Unterweltsschreck moskowitischer Söldner gerichtet werden mußten. Man wollte an die Macht des Teufels glauben, wenn man hörte, daß das Ufervolk am Rhein seinen Opfergang tat, während in den freien Bezirken des Reiches dem Verbrechertum Parteirechte eingeräumt wurden. Es hatte sich Ungeziefer in den Körper gesetzt, es tickten Würmer im Holz, es wurden Kadaver in die Brunnen geworfen. Da machten sich Seuchen des Geistes breit, das Vernichten war Mode geworden. Also konnte den Pfiffigen der Weizen blühen; denn über den Streit der Klassen triumphierte der neue Stand der lachenden Dritten: Schieber und Wucherer nährten sich vom Zwist der andern wie die Kokken im Eiter der Wunde. Und zwischen den Mühlsteinen von Hoch und Niedrig ließ sich die hilflose Mittelschicht zerreiben, vielleicht starb mit ihr das Herz, während sich Faust und Hirn zu plumpen, wesenlosen Monstergebilden entwickelten.

Das alles war im Gange und würde noch weiter im Gange bleiben; denn der Prozeß hatte erst begonnen, jeder wollte Kläger und Richter sein, indes die Währung, der äußere Wertmesser der Volkschaft, starb und die hämische Welt sich die Hände rieb.

Da sollte ich zu Lebzeiten meines Vaters zum Volksschullehrer gemacht werden, ich hatte Brocken von Latein, Englisch, Algebra und andern Unverdaulichkeiten schlucken müssen: Heute war ich Tellerwäscher und Vizegastwirt, ohne mich irgendwie heruntergekommen oder sklavisch bevormundet zu fühlen. Da ich weder unlustig noch rebellisch werden konnte, mußte ich wohl eine Knechtsnatur sein. Und diente doch an dem Platze, auf den mich mein Schicksal gestellt hatte. Und floh doch nicht feige aus dem Schadenfeuer der Westmark, weil ich meiner Seele Zeit ließ, sich in diesen Flammen zu härten und zu festigen.

Ich fühlte mich wohl, wenn mich solche Gedanken heimsuchten. Ich hatte Zeit für sie, wenn ich abends schlafen ging, und ich gab mich ihnen hin, wenn mir der Sonntag eine Wanderstunde am Rheinufer gönnte. Und da es Frühling geworden war, kehrte die Lust zum Werk mit brennender Vielfalt in mir ein. Ich glaubte wie ein Baum zu sein, der wußte, wenn es Zeit war zum Blühen, Reifen und Ruhen. Ich sog meine Kraft aus derselben Erde, die hier in Mostheim auch den Reben und Wiesen ihre Nahrung gab. Ich zehrte von der gleichen Sonne, ich trank vom gleichen Regen.

Die Menschen ließen schon ihre Häuser und Viehställe offen, da mausten die Katzen wieder am Kellerloch und die Hähne stelzten durch den Hof. Und Küken und Katzen vertrugen sich, die Seele des Dorfes kannte es nicht anders, nur die Menschen schlichen feindlich aneinander vorüber.

Adam Anker hatte aus Zweibrücken geschrieben, es ginge das Gerücht, er würde nach der Teufelsinsel verschickt werden, das Gefängnis sei schon zu klein geworden. Andre wußten zu erzählen, daß es noch viel strenger käme mit den Kriegsgerichten und Haßurteilen. Fabrikdirektoren, Bankkassierer, Eisenbahnbeamte, Ärzte, Arbeiter, Journalisten, Hunderte von Rheinländern wurden wieder verhaftet, gefesselt und verdonnert, weil sie jeden Handlangerdienst zu gunsten der fremdländischen Tyrannei verweigerten. In Mostheim hatte man mit Adam Anker den Anfang gemacht, in der Sylvesternacht mußte der Küster folgen, weil er auf der Kirchenorgel keine Tanzmusik spielen wollte. Und am Sonntag Laetare war der alte Gemeindevorsteher Pankraz Wendland zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt worden, weil man in seinem Speicher ein Seitengewehr gefunden hatte. Daß diese Waffe ein Andenken an Wendlands gefallenen Sohn war, hatte den fünfundsiebzigjährigen Greis nicht vor dem Kerker retten können. Solche Tollwut war überall zur Seuche geworden, wo die Trikolore sich im rheinischen Winde blähte. In Bonn, in Düren, in Neustadt, in Ludwigshafen, überall.

Seltsames mußte ich erleben: So hatte ein Küfergeselle das Gerücht ins Dorf gestreut, die Wirtin vom „Goldenen Anker" verschmerze ihren Mann schon, da ich ja im Hause sei. Am 7. April war es, als ich den Schuft zur Rede stellte. Heute hörte ich, er würde bald aus dem Krankenhaus entlassen.

Inzwischen hatten die Franzosen auch ihre Frauen nachkommen lassen, zumeist Squaws in voller Kriegsbemalung, obzwar die deutsche Bevölkerung nicht mehr wußte, wo sie zur Nacht noch schlafen sollte. Überall wurde gemeinsame Küchenbenutzung für die Familien anbefohlen; das setzte böses Blut, das hatte Zank und Handgemenge im Gefolge, und jeder Prozeß endete mit der Verurteilung der deutschen Hausfrau, die sich den Schikanen der Gäste nicht unterwerfen mochte. So verschlimmerte sich das Leid am Ufer, und die Nachrichten der großen Politik wirkten täglich wie Keulenschläge. Am Niederrhein knatterten die Maschinengewehre der Belgier über den Rhein, sinnlos, planlos, nur aus Spaß am Radau. Und wieviele Deutsche warfen sich den Fremden an den Hals, Männer und Frauen, die einen aus geschäftstüchtiger Sonderbündelei, die andern aus Geschlechtstrieb, beides wurde in bar bezahlt.

Ich machte mich immer seltener im „Goldenen Anker". Es hatte seine Gründe. Soll ich beschönigen, daß ich Gefallen an der Wirtin gefunden hatte? Sie war üppig gewachsen und schon seit Monaten ohne Mann. Zum Sonntag Jubilate pflückte ich ihr Blumen, dafür streichelte sie mir die Wangen, so daß ich zehn Tage lang nicht schlafen konnte. Da biß ich endlich in die Kandare, blieb wachsam, kämpfte und schrieb meinen ersten Brief an Herrn Adam Anker, der immer noch in Zweibrücken gefangen saß. Und teilte ihm mit, es sei alles im Lot, er brauche sich nicht zu

sorgen, ich würde das Haus verwahren, bis er wieder in der Heimat sei.

Als der Brief zwei Tage unterwegs war, erzählte ich der Wirtin von seinem Inhalt. Da wurde sie ernst und kargte mit ihren Freundlichkeiten. Es war eine Erlösung für mich. So konnte ich ein Begehren in mir ersticken, das mir die Ruhe genommen hatte, doch hielt ich Frau Eva in Ehren, zumal sie sich der Zudringlichkeiten ihrer Quartiergäste mit tapferer Abweisung erwehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Siebenbürgisch-deutsche Weihnachtsgebräuche.

Von Pfarrer Friedrich Reimesch = Kronstadt.

Der geheimnisvolle Zauber der allmählich schwindenden Sonne in der allmächtig werdenden Nacht, die sich in der nördlichen Urheimat der Germanen bis zum völligen Verschwinden der Sonne steigert, hat auf die Menschen stets einen gewaltigen Eindruck gemacht. Mit allerlei mythischen und kultischen Erinnerungen ragen deutliche Spuren aus der frühesten Zeit unseres Volkes bis in die Jetztzeit herauf, vielfach schon kaum deutbar in ihren Beziehungen und in ihrer tieferen Bedeutung. Besonders auffällig erscheinen uns diese ehrwürdigen Überbleibsel in den fernabliegenden Siedlungen unseres Volkes, wo doch das Reis des deutschen Volksstammes inmitten fremder Völker mit abweichenden Sitten und Gebräuchen schwer zu ringen hat. So ist's auch in der wohl ältesten Siedlung des deutschen Volkes, in dem Siebenbürger Sachsenvolke, und es lohnt sich, seine Weihnachtsgebräuche näher zu betrachten.

Schon vier Wochen vor Weihnachten beginnt das geheimnisvolle Walten der schwer zu erwartenden Festfreude. Vom Nikolaustage an haben die Kleinen vielerorts noch das Recht, ihre selbstgeputzten Schuhe abends auf das Fensterbrett zu stellen, damit der vorübergehende Christmann oder der Christengel den Kleinen eine entsprechende Gabe hineinstecke. Die erwachsene Jugend, die Mitglieder der Schwesterschaft und der Brüderschaft, finden sich allabendlich in der Spinnstube zusammen, wo die Maiden eifrig die Spindel drehen und aus dem Flachse oder dem Hanf, der zopfartig an den Rocken gebunden wird, die feinsten Fäden spinnen. Dabei wird viel gesungen, gescherzt und erzählt. Fällt eine Spindel, so hat der Bursche, der sie aufhebt, hie und da Hoffnung, einen süßen Lohn zu erhalten.

Die drei längsten Nächte des 22., 23. und 24. Dezember sind besonders wichtig. So kann man in der Thomasnacht, der dunkelsten Nacht des Jahres, an besonders heiligen und unheimlichen Orten die Schatten derer sehen, die im nächsten Jahre sterben werden. Doch „versucht" die Jugend, die diese Nacht in mancher Gemeinde in fröhlichem Beisammensein beim Schmaus gemeinsam zusammengetragener Speisen und Getränke zubringt, die Zukunft auf heiterem Gebiete zu ergründen und erforscht durch mancherlei Orakel u. a. den künftigen Geliebten. Einige verstehen es sogar, aus gesalzten Zwiebelschalen das Wetter der einzelnen Monate des nächsten Jahres zu prophezeien.

Am 23. Dezember wird noch in mancher Gemeinde von der heiratsfähigen Jugend der Gainzelabend gefeiert. Dabei findet der letzte Spinnabend statt, und die Burschen haben dabei das Recht, der Auserkorenen den Spinnrocken zu zerbrechen, das heißt, wenn sie es können. Dies ist gleichsam das Zeichen dafür, daß er sich im Laufe seines Ritterdienstes gewisse Hoffnungen erworben hat. Deshalb lassen die Maiden am Gainzelabend ihre schön geschnitzten oder gedrechselten Spinnrocken vorsichtig zu Hause, winden vielmehr ihren schlechtesten Flachs oder Hanf auf möglichst dicke Stäbe aus härtestem und zähestem Holz; ja, die Mädel haben dies Gainzelrocken sogar im Rauchfang wochenlang aufgehängt und zäh gedörrt, damit der ihnen nicht besonders liebgewordene Freier ihre Gesinnung deutlich erkennen könne. Dagegen durchsägen einverstandene Maiden den Gainzelrocken mit bedeutungsvollen Gedanken und frohen Hoffnungen. So gibt denn der Gainzelabend recht viel Gelegenheit zu heiterem Scherz und bitterem Ernst.

Nur in wenigen Gemeinden hat sich die altgermanische Sitte der Freudefeuerzeichen erhalten. So noch in Urwegen, im Unterwald, wo vom Turme der alten Burg Pechschwänze oder Fackeln angezündet und dann so schnell wie nur möglich im Kreise auf und ab gedreht werden, so daß das Feuer einer Sonne gleich ins Tal leuchtet und das nun wieder anwachsende Sonnenlicht verkündigt.

In dieser heiligen Zeit sucht jeder vorsorgliche Hausvater den größten Grumpes, das ist den stärksten, härtesten Stamm- oder Wurzelklotz, der dann die ganze Heilige Nacht hindurch brennen muß. In vielen Bauernhäusern ist noch der alte freistehende Herd mit dem großen Rauchfang darüber. Da sitzen dann die Familienmitglieder in der nur durch den Herd beleuchteten Stube, bei dem traulichen Glühen und Knistern des „Grumpes" hört man so gerne die alten Weihnachtsgeschichten sowie die, wenn auch oft gehörten, aber trotzdem stets lieben Erzählungen aus dem Schicksal der Ahnen. Gar zu gerne lauscht man auch den unheimlichen Truden- und Gespenstergeschichten und den alten Sagen und Mären aus der Türken- und Tatarenzeit, sowie den selbsterlebten Geschichten aus der Fluchtzeit, vom Weltkrieg und der langen Gefangenschaft in Sibirien.

Die Schuljugend sammelt an freundlichen schulfreien Tagen der Adventszeit in Wald und Garten wintergrüne Ranken und Ästchen, Efeu, Immergrün und hie und da auch die unheimliche Mistel. Schon im Sommer waren auffällig große Binsen gesammelt worden, deren zartes Mark nun herausgeschält wird. Mit diesen Pflanzen werden in dieser heiligen Zeit die Mettenleuchter, die Bäumchen ähnlich spitz zulaufen, zusammen mit allerlei altertümlichen phantastischen Zieraten geschmückt. Dabei üben die Kinder der obersten Klassen, in Gruppen nach den Nachbarschaften, die althergebrachten Lieder der Weihnachtsmette, einige Strophen sogar noch mit lateinischen Versen: Puer natus und Quem pastores. Die Ältesten der Nachbarschaften beaufsichtigen die Kinder und lehren sie die alten Weisen, denn es ist eine hohe Ehre, am schönsten und altertümlichsten gesungen zu haben.

In der Heiligen Nacht legen sich die Kleinen früh nieder, damit sie für die Mette die vollen Kräfte haben. Damit die Eltern nun die Geschenke ungestört zusammenlegen können, wird den Kindern gedroht, die Augen ja nicht zu öffnen, da sonst der Christengel Asche in ihre Augen streut oder ohne Geschenke weitergeht. Am frühesten Morgen des 25. Dezember gegen 4 Uhr ertönt das Glockengeläute und auch der Choral der „Adjuvanten", der Bläser vom hohen Turme der Kirchenburg. Nun gehen alle, vom Ältesten bis zum Jüngsten, mit Kerzen in den Händen in das festlich beleuchtete Gotteshaus. Hier stellen sich die Mettensänger in aufgeputzter Kleidung um ihre Mettenleuchter und singen im Wechselchor um die Wette Gott Lob- und Danklieder, wobei auch die Gemeinde selbst einzelne Strophen zu singen hat.

Die schöne Sitte des Christbaumes ist in Siebenbürgen erst in den letzten Jahrzehnten allgemein üblich geworden. Ich erinnere mich noch deutlich meines ersten Christbaumes, der mir im Jahre 1868 erglänzte und unter dem das von Engeln erbetene und in einem Wunschzettel bestellte Kätzchen mir das Herz so hoch erfreut hatte. Jetzt glänzt der Christbaum bei der Weihnachtsfeier in allen deutschen Kirchen, und auch in den meisten Familien bildet er den Mittelpunkt des trautesten Familienfestes. Sogar die umwohnenden fremdsprachigen Völker haben die schöne Sitte des deutschen Christbaumes gelernt.

Wanderschaft.

Wegher — weghin.
Jeder Schritt, jede Stunde hat ihren Sinn.
Schürfe, prüfe und halte fest.
Grabe die Tiefe — es gibt keinen Rest!

Wilhelm Conrad Gomoll.

Land der Schwermut.

Ich komm aus dem Lande der Schwermut her,
da stehen Berge trotzig und schwer
um tiefe schweigende Seen her,
drin ist kein Spiegel, kein Abbild zu sehn —
nur düster und drohend die Berge stehn.
Du irrst umher zwischen Schroffen und Klippen
mit versagenden Knien, mit brennenden Lippen
und springst in den See, als fräßen dich Flammen —
da schlagen die Wasser des Trübsinns zusammen.

Charlotte Schmeger.

Schnee.

Zakopane, Anfang Dezember.

Die Berge, die man sonst hinter den Bäumen unseres Pensionats zum Himmel ragen sah, sind heute verschwunden. Sie haben sich hinter einem dichten, grauen Schleier versteckt. Grau ist auch der Himmel. Das Auge findet keinen Halt an dieser eintönigen, hängenden Unfreundlichkeit.

Auf einmal beginnt es zu schneien. Ganz langsam und zaghaft fallen die ersten Schneeflocken, als fürchteten sie die Berührung mit der Erde. Leicht, weiß und weich schweben sie in der Luft, versuchen sich dort einen Augenblick zu halten und werden doch unwiderstehlich zur Erde getrieben. Immer dichter fallen die Flocken, und immer schneller wirbeln sie lustig umeinander. Die Luft ist ganz angefüllt davon und der Park gleicht fürwahr einem Märchenbilde mit seinen herrlichen Tannen und dem hohen Schneebelag.

Es schneit. Ununterbrochen, bis allmählich die Flocken spärlicher vom Himmel fallen . . .

Schellengeläut. Kling, kling, kling . . . Überall hört man es. Über Nacht haben sich die Droschken in Zakopane in kleine, leichte Schlitten verwandelt. Es lockt zu einer Schlittenfahrt. In Gedanken wird schnell der Inhalt der Geldtasche einem Überschlag unterzogen. Und dann entschließt man sich doch, an den Schlittenmann heranzutreten. Der geforderte Preis ist selbstverständlich zu hoch. Es muß gehandelt werden, bis der Mann sich bereit erklärt, für einen angemessenen Betrag zu fahren.

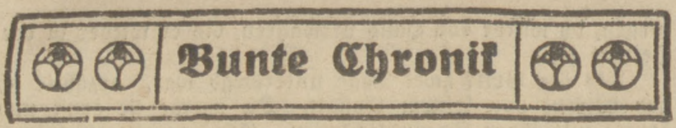
Kling, kling. Schon gleiten die Kufen auf dem weichen Schnee dahin, während man selbst warm in Decken eingepackt im Schlitten sitzt. Eine Lust, so durch die verschneite Winterlandschaft zu fahren. Kristallklar ist jetzt die Luft und füllt mit Wohlbehagen die Lungen. Und in dieser wunderbaren klaren Luft zeichnen sich scharf die Berge mit ihren Zacken und Kanten ab. Längst schon ist man aus der Stadt hinaus. In der Ferne schimmern bläulich die Wälder, die manchmal hoch an den Bergen hinaufklettern. Mutig greift das Pferd aus, als bereite ihm das schnelle Laufen in der frischen Luft selbst eine Freude. Da nähern wir uns einem Dorf. Die Schule ist aus und wie aus der Pistole geschossen stürzen Buben und Mädchen aus dem Gebäude.

Hallo, Jungchen, komm und halte dich fest! Schon stehen zwei von den kleinen Kerlen rechts und links auf den Schlittenkufen und machen unentgeltlich die Schlittenfahrt mit. Den Jungens blitzen vor Freude die Augen, daß sie mitfahren dürfen. Ein Stück hinter dem Dorfe springen sie ab und winken freundlich mit den Händen.

Weiter geht die Fahrt, in vielen Windungen durch die herrliche winterliche Gebirgswelt. Der Schlittenmann weist mit der Peitsche auf ein kleines Kapellchen, das am Wege vor uns auf einer Anhöhe sich erhebt. In diesem Kapellchen ruht Jan Kasprowicz.

Anhalten und aussteigen. Keiner hat Land und Leute dieser Berge so geschildert und besungen wie dieser polnische Dichter. Einige Minuten wird an der Stätte in stiller Andacht verweilt, dann geht die Fahrt weiter, bis sie nach zwei Stunden vor der Einfahrt des Pensionats endet. Die Zeit ist zu schnell vergangen.

R. S.



Millionärsvilla für 10 Zloty versteigert.

In Glasgow in Schottland wurde die Villa des Millionärs Coats öffentlich versteigert. Coats, Inhaber einer Garnfabrik, der vor Jahrzehnten als Erster auf die Idee kam, Garn auf Holzrollen aufzuspulen und mit diesem Artikel Millionen Umsätze erzielte, starb im Jahre 1928 und hinterließ eine Erbschaft von dreißig Millionen Mark. Die Erben verstanden es nicht, mit dem Vermögen des Vaters zu wirtschaften, das bald verbraucht wurde. Bei der Auktion erklärte sich keiner von den anwesenden Herren bereit, die Villa mit den auf ihr lastenden Schulden und Hypotheken zu übernehmen. Eine biedere Kleinbürgerin, die zufälligerweise den Auktionssaal betreten hatte, sagte scherzhaft, ohne zu wissen, um welches Objekt es sich eigentlich handelte: „Fünf Schillinge" (etwa 10 Zloty!). Der Auktionator erhob den Hammer und wiederholte: „Fünf Schillinge zum ersten, zum zweiten und zum dritten . . ." Da kein höheres Gebot gemacht wurde, gelangte die Frau in den Besitz der Millionärsvilla. Sie weiß freilich nicht, was sie mit diesem Danaergeschenk anfangen soll, da die Passiva die Aktiva bei weitem übersteigen. Allerdings ist es in der Geschichte Schottlands zum ersten Mal der Fall, daß ein prächtiger Hausbesitz für 5 Schillinge verauktioniert wurde.

*

Geschichten um das Bridge.

Der Präsident des norwegischen Bridge-Verbandes, Kapitän Johannes Brun, hielt in Oslo unter großem Andrang des Publikums einen Vortrag über den Siegeszug des Bridge-Spiels durch die Welt. Er erzählte u. a., daß Culbertson, der Weltchampion des Bridge-Spiels, im Laufe eines Jahres zu einem Millionenvermögen gelangen konnte. Culbertson gilt in Amerika als größte und unbestrittene Autorität des Bridges. Vor einiger Zeit kam er auf den Gedanken, Personen, die sich als Bridgelehrer betätigen möchten, einer Art Examen zu unterwerfen. Nach gut bestandener Prüfung erhalten die Anwärter ein von Culbertson unterschriebenes Zeugnis, in dem ihnen bescheinigt wird, daß sie die Regeln des Bridge-Spieles vollkommen beherrschen und sich für den Unterricht eignen. Auf diese Weise entstand in Amerika eine neue Berufskategorie: Magister des Bridge-Spiels. Da das Zeugnis von Culbertson keinesfalls unentgeltlich erteilt wird, sondern mit dem Betrage von 250 Mark bezahlt werden muß, gestaltete sich die Sache zu einer sehr ergiebigen Einnahmequelle für den erfindungsreichen Bridge-Großmeister. Im Laufe der letzten Monate wurden von Culbertson über 3000 Zeugnisse erteilt, die ihm die nette Summe von 800 000 Mark einbrachten. Zu welchem Grade der Besessenheit manche passionierten Bridge-Spieler gelangen, ist aus einem tragischen Fall ersichtlich, der sich vor kurzem in Cincinnati ereignete. Ein Mann, der zu den besten Kreisen der dortigen Gesellschaft zählte, erschoß während einer Bridge-Partie im Wutanfall seinen Gegenspieler wegen eines von ihm begangenen groben Fehlers. Dem Polizeibeamten, der übrigens selbst leidenschaftlicher Bridge-Spieler war, erklärte der Mörder: „Könnten Sie denn anders verfahren einem Menschen gegenüber, der auf ein negatives Contra paßte?"



* **Musikalischer Liebeszauber.** Mollberger: „Was sagen Sie dazu, daß Fräulein von Quint ihren Klavierlehrer geheiratet hat?"

Durberger: „Der Schlaumeier nahte ihr mit Beethövlichkeit, wurde immer mozärtlicher, und als sie durch Liebeshändel haydnmäßig in ihn vernarrt war, wurde der alte Quint überlisztet. Jetzt schaukelt er bereits ein Mendelssöhnchen auf den Knien."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.